

Was heißt es eigentlich, ein Seminar zu geben?

Eine bildhafte Erklärung zur Kunst guter Lehre

| JÖRG POTTAST | In Vorlesungen und Seminaren wird immer weniger gelesen. Doch statt die Lektüre nach und nach aus den Veranstaltungen zu verbannen, sollte man sie vielmehr zielführender einbinden. Lernen können Dozierende ausgerechnet aus einem Ansatz der Massenproduktion des Möbelherstellers IKEA.

Ein Seminar zu belegen, heißt, eine wissenschaftliche Haltung zu üben, die sich nur in einem sozial verdichteten und hinreichend geschützten Kontext erlernen lässt. Diese Haltung wird im Englischen *Charity* genannt und gewöhnlich mit „hermeneutischem Wohlwollen“ übersetzt.

Warum überhaupt diese aufgesetzte, künstliche, rhetorische Frage? Eigentlich bin ich darüber selbst verwundert, denn ich verzichte in aller Regel darauf, Beipackzettel oder Bedienungsanleitungen zu lesen. Ich werde schnell ungeduldig, wenn ich gezwungen bin, es

doch zu tun. Ich liebe Dinge, die so gut designt sind, dass sich ihr Gebrauch von selbst erklärt. Ich bin froh, dass sich in meiner Welt viele Dinge von selbst erschließen. In dieser Hinsicht bin ich auch etwas elitär: Ich erwarte,

dass die Dinge so in der Hand liegen, dass ich intuitiv damit zurechtkomme. Sonst gebe ich sie eben zurück. Wenn ich zu einer Computeranwendung, auf die ich angeblich beruflich angewiesen bin, keinen Zugang finde, stelle ich mich schon mal doof und taub, sehe erstmal andere in der Pflicht, ihre Arbeit zu machen.

Sehen Sie? Das ist ein Privileg. Ich kann mir das hier und da rausnehmen. Andere nicht.

»Die einen fühlen sich noch besser, die anderen noch schlechter. Weniger beiläufig formuliert: Seminare reproduzieren soziale Ungleichheit.«

Manche Leute sagen: Der Erfolg von IKEA ist nicht schon erklärt, wenn man begreift, wie dieser Konzern Produktionskosten drückt und darum Möbel anbieten kann, die sich auch studentische Haushalte leisten können. Der Punkt ist nicht, die Kundschaft in niedrige Einkommensgruppen hinein zu erweitern. Die Revolution im Geschäftsmodell liegt vielmehr darin, den Leuten Möbel mit Gebrauchsanleitung zum Aufbauen zu verkaufen – und darüber Kosten zu sparen. Aber wie war es möglich, Leuten, die Bedienungsanleitungen verachten, Dinge zu verkaufen, die ganz sicher nur mit Bedienungsanleitung in einen funktionsfähigen Zustand versetzt werden können? Wie Sie wissen, kommen die Bedienungsanleitungen von IKEA ohne Text aus. Der Erfolg dieses Konzerns hat

demnach wenig mit den Produkteigenschaften zu tun und noch weniger damit, dass diese Produkte mit Beipackzetteln kommen. Er beruht vielmehr darauf, dass es auf diesen Bedienungsanleitungen nur Bilder (und allenfalls Ziffern) gibt. Bilder sind intuitiver; sie machen sogar Bedienungsanleitungen beinahe intuitiv verständlich.

Einer auch unter meinen Kolleginnen und Kollegen verbreiteten Diagnose zufolge hat das Format des leseintensiven Seminars mit wöchentlicher Lektüre ausgedient und sollte vom Markt genommen werden. Zwei Generationen vor Ihnen möge das ein erfolgreiches Produkt gewesen sein.

Der Generation Y seien andere Angebote zu machen. Hier verfolge ich eine Gegenthese: Das leseintensive Seminar hat tatsächlich nochmals an Selbstverständlichkeit verloren und funktioniert auch an vielen Orten nicht mehr. Aber es ist kein Auslaufmodell. Es bedarf eigentlich nur, aber dringend, einer Bedienungsanleitung. Wie angedeutet, haben Bedienungsanleitungen, auch wenn sie mit besten Absichten formuliert werden, ihre Tücken. Mir liegt an einer Bedienungsanleitung, die leseintensive Seminare demokratisiert und egalisiert. Für diesen Zweck versuche ich, von IKEA zu lernen – und Ihnen eine Bedienungsanleitung zu geben, die möglichst bildhaft und darum intuitiv zugänglich ist.

Bedienungsanleitungen demokratisieren und egalisieren. Die einen finden irgendwie Zugang zu Seminaren, ohne je in die Bedienungsanleitung gesehen zu haben. Andere nicht. Für sie bleiben Seminare so unerfreulich wie Billy-Re-

AUTOR

Dr. Jörg Potthast ist Professor für Soziologie und Workplace Studies an der Universität Siegen.

gale, die sich nicht zusammenbauen lassen. Das Seminargeschehen verstärkt dann auch noch die vorab bestehenden Unterschiede: Die einen fühlen sich noch besser, die anderen noch schlechter. Weniger beiläufig formuliert: Seminare reproduzieren soziale Ungleichheit. Statt mit der Vererbung von Bildungsungleichheit zu brechen, tragen sie noch dazu bei. Seminare sind dann Veranstaltungen, in denen Bildungseliten der Selbstbereicherung nachgehen. Das ist skandalös, denn anders als z.B. Golfclubs, die sich immerhin aus Mitgliedsbeiträgen finanzieren, tragen sich Seminare aus öffentlichen Mitteln.

Darum ist „Bereicherung“ auch nicht übertrieben. Wenn Seminare der Selbstbereicherung dienen, dann sollte man zumindest den Anspruch, dass Seminare irgendwie mit Demokratisierung und Egalisierung zu tun haben, aufgeben. Ich werde diesen Anspruch aber verteidigen. Insofern endet hier die Analogie zu IKEA. Meine Bedienungsanleitung ist selbstloser. Sie beschreibt, wie Seminare als prekäre Deutungsgemeinschaften funktionieren. Wenn sie so funktionieren, dann werden in lektüreintensiven Seminaren jene sozialrevolutionären Basisinnovationen durchaus greifbar, die andere derzeit – mal abgeklärt, mal melancholisch – für eine generationsspezifische Erfahrung (oder auch nur für eine schöne Illusion) halten. Ändert sich das nun, wenn ich Ihnen zum Anfang eine Bedienungsanleitung aushändige? Lassen sich auf einen Streich alle subtilen Formen symbolischer Herrschaft, die Sie über Ihre ungleiche Herkunft hier einschleppen, neutralisieren?

Es kommt auf einen Versuch an. Was Sie hier einüben, lässt sich nur in einer sozial verdichteten Umgebung lernen. Sie müssen also regelmäßig erscheinen und zur sozialen Verdichtung beitragen: (1) Als Ko-Leserinnen und -Leser, d.h. einer gemeinsamen Lektüre verpflichtet, schärfen Sie den Blick für Autorinnen und Autoren, die mit ihren Argumenten ringen. Sie lesen wissenschaftliche Texte also nicht wie geschlossene Regelwerke, sondern als Dokumente einer bedrohlichen Erfahrung. (2) Diese prekäre Lage wird Ihnen dann bei Ihren eigenen Versuchen im wissenschaftlichen Schreiben bekannt vorkommen. Auch Ihre Texte bieten keine geschlossenen Regelwerke, sondern Argumente mit möglichst transparent herausgearbeiteten Originalitätsbehauptungen. (3) Beides, Lesen

und Schreiben, sind gegen allen Anschein keine einsamen Tätigkeiten. Sie können auf jeden Fall nicht in Einsamkeit eingetübt werden. Seminare bieten originellen Argumenten im Werden einen Diskussionszusammenhang. (4) Hier macht sich ein Spezifikum *Qualitativer Sozialforschung* bemerkbar. Dies ist sicherlich die Art sozialwissenschaftlicher Praxis, die am wenigsten arbeitsteilig organisiert ist. Hier machen alle alles, empirische Forschung, Methodenentwicklung und Theoriebildung. Darum beruht das Fachgespräch auch nicht auf vorher zugewiesenen Spezialisten-Rollen, sondern auf Generalistentum.

(5) Auch Dozentinnen und Dozenten setzen sich diesem Prozess aus, der sich nur in prekären Deutungsgemeinschaften in Gang setzen lässt. Zugleich sind sie (gewiss in Abstufungen über teils fragwürdige Statusdifferenzen hinweg) institutionell abgesichert, um der Suche nach dem Argument einen geschützten Rahmen zu bieten.

Diese Antwort, die ich mir früher zurecht gelegt hatte, hat eine offensichtliche Schwäche. Es ist eine Bedienungsanleitung mit zu viel Text. Darum habe ich, auf der Suche nach einer bildhaften Bedienungsanleitung, noch einmal von vorne angefangen: *Ein Seminar zu belegen, heißt, eine wissenschaftliche Haltung zu üben, die sich nur in einem sozial verdichteten und hinreichend geschützten Kontext erlernen lässt.* Dem „hermeneutischem Wohlwollen“ ziehe ich das englische Original vor. *Charity*, wie man in englischsprachigen Deutungsgemeinschaften tatsächlich sagt, ist keine geheimnisvolle und darum auch keine exklusive Kompetenz. Vielleicht hilft es zum Verständnis sogar zu sagen: *Charity* ist eigentlich gar keine Kompetenz, sondern eben eine Haltung. *Charity* praktiziert, wer, ohne nachzudenken und ohne darüber zu sprechen jener Person in Not hilft, die ihr oder ihm gerade am nächsten ist. Natürlich ist hier gemeint: Ohne nachzudenken und ohne zu verrechnen hilfsbereit gegenüber jener Seminarteilnehmerin oder jenem Seminarteilnehmer, die oder der gerade *mit seinem Argument* in Not ist.

Das ist ein (vielleicht überzogen) starkes Bild. Es ist dem *Gleichnis vom Barmherzigen Samariter* entnommen, geht also den übersteigerten Kultivierungen des Authentischen, die für die Universitäten in der Bundesrepublik kennzeichnend gewesen sein mögen, lange voraus.

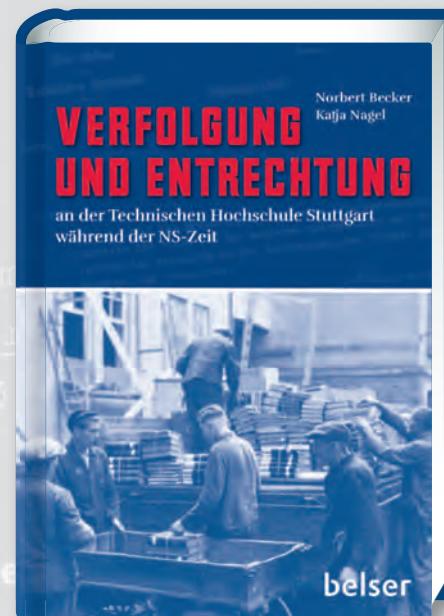
Der Rektor Opfer und Täter

In der Zeit der NS-Herrschaft von 1933 bis 1945 wurden viele Forschende, Studierende und Zwangsarbeiter an der Technischen Hochschule Stuttgart Opfer von Entrechtung und Verfolgung. Aus rassistischen oder ideologischen Gründen oder wegen ihrer sexuellen Orientierung wurden sie entlassen, mussten ihr Studium abbrechen, verloren ihre akademischen Titel oder sogar ihr Leben. Diese Dokumentation erzählt die Geschichte von 442 Personen umfassend und systematisch und würdigt die Opfer in Kurzbiografien.

Eine Dokumentation des Universitätsarchivs Stuttgart

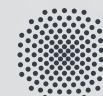
Im Auftrag des Rektorats der Universität Stuttgart

Bearbeitet von
Norbert Becker und Katja Nagel



520 Seiten mit 75 Abbildungen.
17 × 24 cm, gebunden, 35,- €
ISBN 978-3-7630-2805-4

Im Buchhandel erhältlich!



Universität Stuttgart

„[...] Ein Mann ging von Jerusalem nach Jericho hinab und wurde von Räubern überfallen. Sie plünderten ihn aus und schlugen ihn nieder; dann gingen sie weg und ließen ihn halb tot liegen. Zufällig kam ein Priester denselben Weg herab; er sah ihn und ging weiter. Auch ein Levit kam zu der Stelle; er sah ihn und ging weiter. Dann kam ein Mann aus Samarien, der auf der Reise war. Als er ihn sah, hatte er Mitleid, ging zu ihm hin, goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie. Dann hob er ihn auf sein Reittier, brachte ihn zu einer Herberge und sorgte für ihn. Am andern Morgen holte er zwei Denare hervor, gab sie dem Wirt und sagte: Sorge für ihn, und wenn du mehr für ihn brauchst, werde ich es dir bezahlen, wenn ich wiederkomme“ (Lukas 10, 30-35, *Einheitsübersetzung*).

Mit dem Gleichnis behauptete ich, dass die akademische Kultivierung von *Charity* sehr alt und darum von solchen generationsspezifischen Entwicklungen unabhängig ist. Das Gleichnis ist aber nicht weniger sozialrevolutionär. Die Schriftgelehrten bleiben tatenlos. Sie verkörpern das System, die herrschende Klasse in Personalunion mit der Bildungselite, zeigen sich aber außerstande, einen elementaren Akt der Barmherzigkeit zu erbringen. Warum? Von Persönlichkeitsdefiziten ist in der Geschichte keine Rede. Insofern ist die Begründung beunruhigender: Die ersten beiden Passanten sind strukturell daran gehindert, das Naheliegende zu tun, weil sie das Problem in Kategorien von Zuständigkeit fassen. Die besondere Tragik liegt darin, dass die Schriftgelehrten, die zuerst an dem hilfebedürftigen Verletzten vorbeikommen, zugleich Vertreter karitativer Einrichtungen und darum eigentlich zuständig sind. Aber sie sind in erster Linie gut ausgebildete, regelkundige „Schriftgelehrte“. Und die Regel gibt eben vor, was am Feiertag (nicht) zu tun ist. *Der Barmherzige Samariter* ist, so gelesen, ein Gleichnis über Institutionenversagen. Den obersten Vertretern dieser Institutionen fehlt es nicht an Charakter. Als Funktionäre können sie nicht anders, als vor dem Handeln über Regeln nachzudenken.

»Wir üben also, uns [...] beim Argumentieren zu helfen, statt betreten auf den Boden und in handliche Bildschirme zu sehen.«

Bewegungsabläufe nur wie Regeln und mit Worten erklären können. Die Einübung einer Haltung scheitert auch an den bis dahin gewohnten Haltungen. Wenn Sie bisher eine Haltung geübt und zur Perfektion gebracht haben, die genau das Gegenteil von *Charity* ist, dann werden Sie sich entsprechend schwer tun. Ich denke an *Coolness*. *Coolness* ist, um es mit einem älteren Wort zu sagen, der Gesichtswahrung verpflichtet. Wir haben gelernt, soziale Interaktionen zu vermeiden, die unser soziales Gesicht, also unseren sozialen Status gefährden könnten. Diese Arbeit ist auch unvermeidlich. Wir haben diese Statusängste ja zurecht – außerhalb des geschützten Seminarraums. Für diesen Schutz bin ich zuständig; ich bin sozusagen Ihr *Security Agent*, und zwar in allererster Linie, und erst

Charity ist dagegen eine Haltung; was man wie eine Haltung gelernt hat, weiß man am Regelwissen vorbei. Man weiß, ohne Worte und ohne nachzudenken, wer die oder der Nächste ist. Man weiß *nur* ohne nachzudenken, wann ein Akt hermeneutischen Wohlwollens geboten ist.

Um diese Haltung einzustudieren, unternehmen wir Übungen, die dem Tanz- oder Kampfsport ähnlicher sind als dem Einpauken. Ging es nur um Wissen über geschlossene Regelwerke, dann könnten Sie den Dozenten wie einen Schriftgelehrten für zuständig halten, wenn jemand argumentativ in Not gerät. Oder eben jene Leute im Seminar, die sich als Schriftgelehrte bewährt haben. Ich sehe im selbstverständlichen Einsatz des Samariters eine unaufdringliche, leise, nicht moralisierende, sondern praktische Kritik am Schriftgelehrtentum, dem Sie in universitären Milieus natürlich oft begegnen. Wir üben darum eine Haltung, die oft mit praktischer Kritik an den Autoritäten der eigenen Institution einhergeht.

Wissenschaftliche Produktionsgemeinschaften leben von dieser Haltung. Aber hier endet die Lektion, die ich aus dem Kontrast mit den Schriftgelehrten beziehe. Wie Sie zum Beispiel aus dem Kampfsport oder vom Tanzen her wissen, scheitert das Lernen nicht nur am Abstraktionsniveau von Trainern, die

dann Prüfer, Moderator, Animateur, usw.

Wir üben also, uns gegenseitig in der Not beim Argumentieren zu helfen, statt betreten auf den Boden und in handliche Bildschirme zu sehen oder angestrengt und wortlos vorüber zu gehen: Als seien die Leute, mit denen Sie diskutieren, lausige, nervige Bettler – und wir Kinder, denen es strengstens verboten ist, Kontakt mit ihnen aufzunehmen, weil diese Not ansteckend sein könnte, weil diese Not selbst verschuldet sein könnte, weil man die Leute ja schließlich nicht zum Betteln ermutigen soll. Aber wie gesagt: Wir sind hier in einem geschützten Seminarraum und nicht auf dem Bahnhofsvorplatz.

Die Haltung, die Sie lernen, ist keine individuelle Kompetenz. Sie haben davon zunächst keinen Vorteil. Was Sie hier wie eine Haltung lernen, ist *Civic Engagement*. Früher hätte man gesagt: Erziehung zur Mündigkeit, und hinzugefügt: als Versicherung gegen Auschwitz. Mündigkeit ist die Kompetenz, die unmöglich macht, dass sich Auschwitz wiederholt, weil nicht *alle* wegsehen und weitergehen. Diese Keule möchte ich hier nicht schwingen. Mir genügt vorerst *Charity* im Seminar. Für den Anfang bin ich damit zufrieden, wenn Sie sich hier gegenseitig im Auge behalten. Allerdings habe ich auch nicht behauptet, dass es einfach ist, den Mund aufzumachen. Das setzt, im Gegenteil, voraus, dass Sie an Ihrer Haltung arbeiten. Das ist durchaus harte Arbeit. Es dauert eine Weile, bis Ihnen die praktische Kritik an den Schriftgelehrten so selbstverständlich von der Hand geht wie dem *Barmherzigen Samariter*. Es wird einige Anstrengungen kosten, von dem erlernten und bewährten Modus der Gesichtswahrung draußen auf *Charity* drinnen im Seminar (und wieder zurück; hin- und her) zu wechseln. Aber ich vermisse – und nun spreche ich doch auch von einem selektiven Anreiz: Beides können Sie als Kernkompetenzen auch in anderen Lebens- und Arbeitsbereichen einsetzen. *Herzlich willkommen zum neuen Semester.*